

ROSEMARY HARRIS
Landliebe und Mordlust

Buch

Paula Holliday hat von der Stadt die Nase voll und von ihrem undankbaren Job beim Fernsehen auch. Kurz entschlossen zieht die junge Frau in das verschlafene Örtchen Springfield in Connecticut, um dort ihre wahre Leidenschaft zum Beruf zu machen: das Gärtnern. Der Tod einer exzentrischen alten Dame, die ihr verwildertes Anwesen Halcyon der historischen Gesellschaft von Springfield hinterlässt, beschert Paulas kleiner Gartenbaufirma endlich den ersten großen Auftrag. Halcyon, früher eine herrliche Gartenanlage nach italienischem Vorbild, soll aufwendig restauriert werden.

Paula ist auf alles vorbereitet. Jedoch nicht auf das, was sie gleich am ersten Tag unter den Magnolienbüschen ausgräbt: im Weißen Garten stößt sie auf die mumifizierte Leiche eines Kindes. Die Polizei kommt rasch zu dem Schluss, dass es sich um ein altes, trauriges Geheimnis handelt und nicht um ein aktuelles Verbrechen. Zu rasch?

Paula hat ihre Zweifel. Und als kurze Zeit später ein Mann aus der Nachbarschaft mit einem Gartenmesser im Rücken aufgefunden wird, ist klar, dass Springfield nicht so harmlos ist, wie es scheint ...

Autorin

Rosemary Harris wuchs in Brooklyn auf. Sie leitete eine Buchhandlung und arbeitete beim Fernsehen, bevor sie sich entschloss, ihre zwei großen Leidenschaften – das Schreiben und das Gärtnern – miteinander zu vereinen. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihrem Golden Retriever Max in New York und im ländlichen Fairfield County, Connecticut, wo sie als Gärtnerin arbeitet und ein wahres Gartenparadies angelegt hat. *Landliebe und Mordlust* ist der Auftakt zu Rosemary Harris' beliebter *Garden-Mystery*-Reihe, die jetzt erstmals im Taschenbuch erscheint.

Rosemary Harris

Landliebe und
Mordlust

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen
übersetzt von Ulrich Hoffmann

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel »Pushing Up Daisies« bei Thomas Dunne Books/
St. Martin's Minotaur, St. Martin's Press, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2013 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2008 by Rosemary Harris
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Thiele Verlag
in der Thiele & Brandstätter Verlag GmbH, München und Wien
Umschlagfoto: © bürosüd, München, unter Verwendung von Motiven
von Getty Images/Photononstop/Fabrice Lerouge
DF · Herstellung: sam
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37982-8

www.blanvalet.de

Für Paula V. Simari

*Im Garten ist
Schönheit nur ein Nebeneffekt.
Vor allem geht es um Sex und Tod.*

SAMUEL LLEWELLYN



Im ersten Moment dachte ich, dass es Familiensilber wäre oder vielleicht auch Schmuck, der vor Jahren von einem Bediensteten mit flinken Fingern versteckt oder von einem paranoiden Urahn vergraben und dann vergessen worden war. Aber ich hatte mich getäuscht.

Die Metallkiste war schwer, etwa sechzig Zentimeter breit und neunzig Zentimeter lang, und an der einen Seite befand sich ein kleiner Griff. Ich kniete am Rande des Blumenbeetes, zertrümmerte sie aus dem Loch und benutzte meine Pflanzkelle, um sie aufzubrechen. Ich hoffte auf eine Belohnung oder zumindest eine sehr spannende Geschichte.

Und was das angeht, sollte ich mich nicht getäuscht haben.

Im Inneren der Kiste lag ein weiterer, etwas kleinerer Behälter, fein verziert und mit Papier und bröseliger Holzwohle gepolstert. Ich öffnete die kleinere Kiste und zog ein ziemlich mitgenommenes Bündel heraus, das in viele Lagen eines dünnen Stoffes gewickelt war. Das Bündel war leichter, als ich es dem Gewicht der Kiste nach erwartet hatte – so als würde der Stoff bloß eine Handvoll Federn zusammenhalten. Das war der Augenblick, in dem die Schmetterlinge in meinem Bauch losflatterten.

Mit Handschuhfingern zupfte ich an dem verrotteten Stoff herum und legte eine kleine Kette mit einem winzigen Medaillon frei. Darüber befand sich, ledern und puppenhaft, ein winziger Kopf.

Ich schrak entsetzt zurück, knallte unsanft auf meinen Hintern und warf das Bündel weit von mir. Und dann sah ich fasziniert zu, wie es auf dem Boden landete und immer weiter rollte, bis es mit

dem Gesicht nach unten in dem alten Laub hinter einer Steinmauer liegen blieb. Ich blickte mich um, beinahe hoffte ich auf einen Zeugen, aber dann war ich auch nicht böse, dass mich niemand dabei gesehen hatte, wie ich mich zum Narren machte.

Ich stand auf und ging auf Zehenspitzen hinüber zu dem Bündel. Ich konnte mich nicht dazu durchringen, es zu berühren, aber ich wollte das kleine Gesicht aus dem Dreck retten, also stupste ich es mit der Schuhspitze an. Es rührte sich nicht. Ich stieß es erneut an, diesmal jedoch zu fest, und das Bündel rollte los, immer schneller über den abfallenden Rasen, so dass es in der Bucht von Long Island enden würde, wenn ich nicht schnell etwas unternahm. Ohne groß zu überlegen, rannte ich dem rollenden Etwas hinterher und warf mich darauf wie auf einen Football. Dann schnappte ich mir den kleinen Körper und rannte keuchend den Hügel hinauf, zurück in den Garten, als müsste ich in die Endzone. Oben angekommen, schüttelte ich meine Kapuzenjacke ab, formte einen Kreis damit und legte den winzigen Körper vorsichtig hinein, damit er nicht wieder davonrollte. Dann trat ich mit weichen Knien ein paar Schritte zur Seite und übergab mich direkt in die Album-Elegans-Rhododendron.



Aber ich sollte die Geschichte vielleicht von Anfang an erzählen.

Sechs Stunden zuvor hatte ich noch friedlich vor einem leicht verbrannten Toast im »Paradise Diner« gegessen und mich um meine eigenen Angelegenheiten gekümmert. Der Kaffee schmeckte eigentlich besser bei Dunkin' Donuts, und das Essen war fast überall besser, aber das Paradise war mein »third place« – also der Ort, wo man hingeht, wenn man von der Arbeit kommt und noch nicht nach Hause will.

Der Diner war in pastelligem Türkis und knalligem Pink gestrichen und zwölf Monate im Jahr mit Weihnachtsbeleuchtung

verziert, und niemand wusste so genau, was dieses kleine Stückchen Karibik im Südosten von Connecticut eigentlich zu suchen hatte. Sein Auftauchen war so unerklärlich und wundersam wie das seiner Besitzerin Wanda »Babe« Chinnery.

Lästerungen behaupteten, dass Babe den Laden nur halten konnte, weil sie nebenbei Gras vertickte, und es gab tatsächlich einen merkwürdigen kleinen Garten hinter dem Haus, der von einem hohen Gitterzaun umgeben war, aber ich glaube nicht, dass dort etwas Schlimmeres wuchs als ganz normales Vorstadtunkraut.

Zwar kamen nur die mutigsten Mütter der Stadt in Babes Diner, aber für alle männlichen Bewohner zwischen zwölf und achtzig war das Paradise ein Magnet. Und auch das lag natürlich an Babe. Babe ist der feuchte Traum jedes Jungen und die »Das-hätte-was-werden-können«-Erinnerung jedes älteren Mannes. Die Kerle kommen, um zu sehen, welchen Farbton ihre Haare diese Woche haben oder was für ein heißes, die Tattoos freiliegendes Outfit sie heute trägt. Und auch wenn keiner von ihnen sie wirklich haben kann, so können sie doch zumindest für den Preis eines schlabbrigen Kaffees und einiger Arterien verstopfender Donuts von ihr träumen.

Vor zwanzig Jahren hatten Babe und ihr Mann Pete Chinnery, der mittlerweile gestorben war, das Paradise gekauft. Sie war Chorsängerin und er Roadie einer mittelmäßigen Metal-Band, die einen großen Hit gehabt und diesen dann jahrelang gemolken hatte. Die beiden hatten sich das Geld zur Seite gelegt, was sie damit verdient hatten, Rock'n'Roll-Memorabilia zu verscheuern, und als sie sich schließlich entschieden, dass es Zeit war, sich irgendwo niederzulassen, waren sie zurück in Babes Heimatstadt gezogen und hatten sich das Paradise gekauft. Knapp ein Jahr später kamen Pete und ein weiteres Mitglied des Biker-Clubs bei einem denkwürdigen Unfall auf der Route 7 ums Leben, weil ein durchgeknallter Antiquitätenliebhaber wegen eines Flohmarkts am Straßenrand heftig auf die Bremse trat und die beiden Motorrad-

fahrer in die Luft gehen ließ. Laut Babe war auf Petes Beerdigung mehr Leder zu sehen gewesen als auf einem Sado-Maso-Treffen.

Jetzt bestand die Besetzung des Paradise bloß noch aus Babe, einer wechselnden Teilzeitkellnerin – aktuell hieß sie Chloe – und dem Koch, den sie liebevoll »Pete Nummer zwei« nannte. Babe behauptet, sie hätte ihn nur engagiert, weil es so einfach sei, sich seinen Namen zu merken, und nach dem zu urteilen, was ich hier schon so gegessen hatte, konnte das sogar stimmen. Trotz der offensichtlichen Unterschiede, die es zwischen uns gab, hatten Babe und ich uns vom ersten Augenblick an verstanden.

»Soll ich dir nachschenken, Paula?«, fragte sie mich jetzt.

Ich streckte ihr mutig meine Kaffeetasse entgegen.

»Hast du heute Morgen den *Bulletin* gesehen?«

»Ich wusste gar nicht, dass sie das Ding außerhalb der Basketball-Hochsaison auch rausbringen.«

»Die *New York Times* ist nicht die einzige Zeitung der Welt, du Klugscheißerin.«

Springfield, Connecticut, das muss ich vielleicht dazu sagen, ist eine Schlafstadt – eine von New York Citys vielen Monden, die in der Regel bekannter für den Planeten sind, um den sie kreisen, als für irgendetwas in der Stadt selbst. Springfield verfügt über eine gesunde Mischung aus Unter-, Mittel- und Oberschicht, und wir befinden uns in nächster Nähe zu den Blaublütlern in Greenwich und Bedford.

Das *Springfield Bulletin* ist unsere Lokalzeitung, und wenn nicht gerade Basketball-Saison am College ist und die UConn Huskies vorne stehen, braucht man ungefähr fünf Minuten, um sie zu lesen. Jetzt, wo die Huskies es nicht in die Liga geschafft hatten, gab es Artikel wie den von der WUNDERVOLLEN WELT DER WALNÜSSE. Den hatte ich mir aufgehoben für einen ganz besonders einsamen Abend am Kamin.

Babe schob mir über den Tresen die Zeitung hin. Die ganze erste Seite handelte vom Tod einer alten Dame namens Dorothy Peacock, die offenbar das letzte überlebende Mitglied einer der

ältesten und angesehensten Familien Springfields gewesen war. Immerhin gab es in unserer Stadt eine Peacock Lane, eine Peacock Road, eine Peacock-Band und sicher noch eine ganze Menge mehr Peacock-Zeugs, von dem ich als Zugezogene noch nichts gehört hatte.

»Ich wusste gar nicht, dass es hier überhaupt echte Peacocks gab.«

»Na ja. Jetzt nicht mehr. Das war's dann«, sagte Babe und zuckte die Achseln. »Nicht unbedingt die Leute, mit denen ich zu tun habe, aber ich fand ihre Villa immer toll.« Sie deutete auf die Zeitung. »Bisschen strange, aber toll. Es gab sogar Führungen im Garten von Halcyon.«

»Das Haus hatte einen Namen?«

»Sicher, deins nicht?«, fragte sie und grinste.

»Klar. Im Moment heißt es Chez Citibank.« Ich schob Teller und Becher beiseite und breitete die dünne Zeitung auf dem Tisch aus. »Hast du die alte Dame mal kennengelernt?«

»Dorothy? Nein. Ein Freund von mir kannte sie. Ich habe sie ein paar Mal aus der Ferne gesehen. Sie sah sehr eigenwillig aus.«

»Ja, klar, nicht so wie wir«, sagte ich und begann zu lesen.

Mit einer schwungvollen Bewegung räumte Babe das Geschirr ab und wischte über den silber-goldenen Formica-Tresen, dann stellte sie die Ketchup-Flaschen auf diese großartige Weise verkehrt herum zusammen, die man vermutlich in der Diner-Betriebsführungsschule lernte. Mit einer zusammengeknüllten Serviette wischte sie einzelne Wörter von der Kreidetafel hinter dem Tresen, um aus dem Frühstücksangebot das Mittagsangebot zu machen.

»Hast du schon mal darüber nachgedacht, ein paar gesunde Gerichte auf die Karte zu nehmen?«, fragte ich beläufig. »Wäre doch vielleicht nicht schlecht fürs Geschäft.«

»Machst du Witze? Du willst mir geschäftliche Ratschläge geben? Lass halt einfach die Pommes weg«, schnaufte sie, verwarf meinen Vorschlag und ersetzte bei den *Fries* das Wort *Home* durch *French*.

Mir wurde klar, dass sie Recht hatte, und ich las weiter. Im

Bulletin stand eine kurze Biografie über Dorothy und ihre schon früher verstorbene Schwester Renata. Es wurden keinerlei weitere Überlebende der Familie erwähnt. Archivfotos von Halcyon und dem parkähnlichen Garten stammten von der Springfield Historical Society, der Historischen Gesellschaft Springfields. Da war ich auch öfter zu Gast. Nicht unbedingt, weil ich Geschichte so sehr liebe, aber stilvolle Möbel waren billiger, wenn man sie Second Hand kaufte. Und die Historical Society hatte einen tollen Trödeladen.

»Ich wette, die alten Damen aus der Historical Society könnten dir helfen, den Job zu kriegen«, sagte Babe. »Kennst du die Doublemint-Zwillinge?«

»Wer sagt denn, dass ich noch einen Kunden brauche? Dann hätte ich ja weniger Zeit für dich«, erwiderte ich, ohne von der Zeitung aufzuschauen, aber Babe hatte wie immer ins Schwarze getroffen. Meine Tanzkarte war derzeit ziemlich leer, nicht umsonst hatte ich Zeit, jeden Tag hier rumzuhängen. Habe ich schon erzählt, dass ich Gärtnerin bin? Klimazone sechs, nördliche Bundesstaaten. Ich habe eine eigene kleine Gartenbaufirma, mit Betonung auf klein. Ich versuche mich außerdem als Gartenbau-Ausbilderin und manchmal auch bei den Landschaftsarchitekten – durchaus mit dem Ziel, neue Kunden an Land zu ziehen.

»Da wir einander jetzt schon Ratschläge geben – warum bewirbst du dich nicht in Halcyon – das wäre ein echter Dienst an der Gemeinschaft. Der Garten ist schon seit Jahren völlig verwildert. Und damit würdest du endlich auch mal in hochpreisigeren Gefilden aufscheinen.«

In denen ich in der letzten Zeit nicht gerade häufig zu Gast gewesen war. Im Jahr zuvor hatte ein internationales Medien-Konglomerat die kleine New Yorker Produktionsfirma aufgekauft, bei der ich arbeitete. Und meine einstmals so viel versprechende Karriere als Dokumentarfilmerin war degeneriert zu endlosen Spekulationen über: Wer tötete Diana? Oder schlimmer noch: Wer tötete irgendeine arme Sau, von der niemand je gehört hat?

Das war der Katalysator für dieses neue Kapitel in meinem Leben gewesen. Ich entschied mich für Moral und Anstand – und eine Abfindung –, packte meinen Wagen und leistete eine Anzahlung auf das Häuschen, das ich bislang im Sommer immer gemietet hatte. Dann hängte ich mein Schild auf: PH-WERT, GARTENBAU.

PH – das bin ich, Paula Holliday. PH ist außerdem die Maßeinheit dafür, wie basisch oder säurehaltig die Erde ist. Der Name sollte witzig sein, aber bislang hatten das nur wenige Leute begriffen. Und noch weniger hatten angerufen.

Jedes Mal, wenn ich kurz vor der Komplettpleite stand, verkuppelte Babe mich mit einem ihrer Kunden, so dass ich mittlerweile eine Handvoll davon hatte, die meine Bank halbwegs zufriedenstellten, aber der Peacock-Garten war natürlich noch mal eine ganz andere Liga und definitiv eine tolle Chance für mich.

»Aber ich bin keine zugelassene Gartenarchitektin«, gab ich zu bedenken. »Das könnte eine Nummer zu groß für mich sein.«

»Glaubst du etwa, all diese Frauen, die sich *Inneneinrichterinnen* nennen, haben irgendeine Art Ausbildung?«, entgegnete Babe. »Es kann doch nicht schaden, mal zu fragen. Und jetzt mal los, da, wo du seit zwei Stunden sitzt, muss ich wischen.«

»Du klingst wie meine Mutter.«

»Gut dass du es sagst, die hat gerade angerufen. Sie findet übrigens auch, dass du gehen solltest.«

Okay, vielleicht hatte ich in letzter Zeit ein bisschen viel im Paradise abgehangen. Es hatte einfach wenig Schönes, in meinem leeren Haus herumzusitzen, wenn man frisch getrennt war. Aber natürlich, klar, gab es gab einen Unterschied zwischen Stammkundin und Teil der Einrichtung. Babe winkte ab, als ich halbherzig nach meinem Portemonnaie kramte.

»Lass gut sein. Wir verrechnen immer noch deine Pflanzarbeiten draußen am Parkplatz. Und jetzt geh. Viel Glück«, rief sie mir hinterher – sie schien sicher zu sein, dass ich ihrem Rat folgen würde.

Draußen inspizierte ich die Beete, die ich letzten Herbst ange-

legt hatte. Nicht schlecht, und in ein oder zwei Monaten würden sie sogar noch besser aussehen. Die Las-Vegas-artige Leuchttafel des Restaurants war jetzt von geschmackvollen Ranken umgeben, die mit der tropischen Bemalung harmonierten. Alles sehr karibisch. Auf der Leuchttafel stand Babes Spruch der Woche. Diese Woche lautete er: EIN GUTES GEWISSEN IST NUR EIN ZEICHEN FÜR EIN SCHLECHTES GEDÄCHTNIS. Babe in Kurzform.

Ich stieg in meinen Jeep und dachte über ihren Vorschlag nach. Warum nicht? Die Damen bei der Historical Society konnten mir vielleicht weiterhelfen, und wenn nicht, dann würde ich mir eben die alte Keramiklampe gönnen, um die ich bei meinen letzten paar Besuchen dort herumgeschlichen war.

Die Springfield Historical Society befand sich in einem wundervollen Ziegelsteingebäude, frühes neunzehntes Jahrhundert, mit beeindruckenden weißen Säulen und einem großen Vorgarten, der bis zur Straße reichte. Unglücklicherweise war der Besitzer des Hauses nebenan einer dieser fröhlichen Rentner, die fanden, dass man selbst kleinere Feiertage mit Hunderten von Lämpchen, Zierfiguren und überlebensgroßen Aufblaspuppen feiert, weswegen man die Historical Society vor allem als »das Haus neben Holiday Harry« kennt.

Ich bog also bei dem riesigen Hasen (Ostern stand vor der Tür) ab, parkte meinen Wagen auf dem Parkplatz der Historical Society neben dem Fahrradständer und ging dann die Treppe hinunter in den Laden, wobei ich Kisten mit den frisch eingetroffenen Spenden umrundete. Und dort, beim Durchsuchen des neuen Trödels, hörte ich ein Gespräch über eine weit größere Spende mit Halcyon und der gesamte Besitz Dorothy Peacocks war an die Historical Society gefallen.

»Na ja, wem hätte sie es sonst hinterlassen sollen, Bernice?«

Ich räusperte mich, um mich bemerkbar zu machen.

»Hallo, Paula. Ich hab dich gar nicht kommen hören.« Theatralisch bedeckte Inez Robertson das Mundstück ihres alten

Wählscheibentelefone und bedeutete mir pantomimisch, dass sie bald fertig wäre.

Inez und ihre Freundin Bernice waren bekannt als die Doublemint-Zwillinge. Sie waren schon ewig Freundinnen und trugen identische Fönfrisuren (Inez' Haar war pechschwarz und Bernices leuchtendorange), die noch aus den Sechzigern zu stammen schienen, obwohl es wahrscheinlich unfair war, ein ganzes Jahrzehnt für ihre welligen Schelllack-Köpfe verantwortlich zu machen. Nicht nur waren sie die bestfrisierten Wächterinnen von Springfields teuerstem Trödel – mit ein wenig Ermutigung waren sie auch die besten Informanten in Sachen Klatsch und Trasch.

»Paula, du hättest diesen Garten sehen müssen.« Ohne innezuhalten, legte Inez auf und führte mit mir das Gespräch weiter, das sie mit ihrer Freundin begonnen hatte. »Als wir klein waren, öffneten die Schwestern einmal im Jahr den Garten für die Öffentlichkeit. Alle Kinder der Stadt waren dann zum Spielen eingeladen und es gab Shetland-Ponys, die uns vom einen Ende des Gartens zum anderen trugen. Außerdem konnte man sich seinen Weg durch das Hecken-Labyrinth suchen, und es gab alle möglichen Leckereien und exotische Süßigkeiten. Es war wirklich wundervoll.« Sinnend hielt sie einen Moment inne. »Wie schade, dass Dorothy diese Tradition nicht weiterführen konnte.« Bedauernd strich sie sich über ihre betonharten Haare. »Aber natürlich hat damals noch ihr Bruder geholfen.«

»In der Zeitung stand nichts von einem Bruder.«

»Das war klar.« Inez tippte sich mehrmals ans Kinn und ging im Geiste Jahrzehnte städtischer Historie durch. Dann schlug sie triumphierend mit ihrer pudrigen Hand auf den Tisch. »William hieß ihr jüngerer Bruder. Er ist vor vielen Jahren verschwunden. Nach Alaska oder so. Niemand hat je wieder von ihm gehört. Zumindest nicht, soweit ich weiß.«

»Nun ja, wer auch immer das Erbe verwaltet, wird nach ihm suchen müssen«, sagte ich und überlegte, wie ich taktvoll den wahren Grund meines Besuches zur Sprache bringen könnte.

»Jetzt fällt es mir ein. Margery hat einmal versucht, ihn zu finden, vor Jahren, für irgendeine Veranstaltung der Historical Society. Richard war aber ganz froh, dass es ihr nicht gelang. Wahrscheinlich war er eifersüchtig, der alte Narr.«

Richard war Richard Stapley, der Präsident der Historical Society, und Margery war seine Frau. Und jetzt waren sie verantwortlich für die alte Villa.

»William sah aber auch gut aus«, plapperte Inez weiter, ohne meine zunehmende Ungeduld zu bemerken. »Ein echter Herzensbrecher. Er hätte nach Hollywood gehen können.«

Ja, vielleicht war er James Dean, dachte ich genervt, verkniff mir aber eine böse Bemerkung. Ich fragte sie noch ein bisschen über die Peacocks und ihre Geschichte aus, aber dann hielt ich es nicht mehr länger aus und stellte meine große Frage. »Und – was wird nun aus dem Garten?«

Ich war offenbar nicht die Erste, die das fragte.

»Nun«, sagte sie seufzend, aber dankbar für ein neues Tratschthema. »Seit gestern kommen alle möglichen Leute deswegen an. Ich habe heute Morgen schon drei Vans von Gartenbaufirmen vorfahren sehen«, erklärte sie und fingerte angelegentlich an dem staubigen Kostüm-Schmuck in ihrem Schaukasten herum. »Ich hoffe nur, es wird nicht dieser schreckliche Mr. Chiamonte. Ich weiß nicht, was Richard an ihm findet. Er war heute Morgen schon wieder hier.« Sie rümpfte die Nase, als bestünde noch der geringste Zweifel daran, was sie von ihm hielt.

Na toll! Konkurrenz. Und das von Gärtnern, die etabliert genug waren, mit einer ganze Fahrzeugflotte mit ihrem Namen ihre Aufwartung zu machen.

»Natürlich ist es Richards Entscheidung, immerhin ist er der Präsident«, setzte Inez hinzu und streckte das Personalpronomen, um anzudeuten, dass es auch hierzu wieder etwas zu erzählen gab, aber ich hatte nicht viel Zeit und biss deswegen nicht an. Sie schaute durch das Souterrain-Fenster des Trödel ladens auf den Parkplatz, wo sie die Räder aller Besucherautos sehen konnte.

»Ich kann seinen Wagen nicht sehen, aber es ist so ein schöner Tag, vielleicht ist er mit dem Rad gekommen.«

»Ich habe ein silbernes Sportrad gesehen, als ich geparkt habe«, sagte ich.

»Das ist seins. Geh zu ihm, Mädchen. Er wird jede Menge Hilfe brauchen«, sagte sie. »Und du bist eine unserer besten Kundinnen. Ich habe die hier für dich zurückgehalten.«

Hinter dem Tresen zog sie die Lampe hervor. Es war eine dieser aggressiv hässlichen Lampen aus den Fünfigern, die optimistische Verkäufer auf eBay als »Schätzchen aus der Eames-Ära« bezeichnen, ein wildes grün-goldenes Ding von fast einem Meter, aus dem oben eine Reihe Sputnik-artiger Bällchen hervorschossen. Beängstigenderweise besaß ich bereits den perfekten Lampenschirm dafür.

»Ich bin nicht gerade für ein Bewerbungsgespräch angezogen«, sagte ich, während sie in Zeitlupe die Lampe in eine Ausgabe des *Bulletin* wickelte, die so alt war, dass es mich nicht überrascht hätte, auf einer Seite NIXON TRITT ZURÜCK zu lesen. Plötzlich kam ich mir amateurhaft und abgerissen vor in meiner ausgebeul-ten Jeans, dem Sweatshirt und meiner ewigen Knicks-Cap.

»Sei nicht albern«, sagte sie, als sie mit dem Verpacken fertig war. »Du bist Gärtnerin – das wird ihn nicht stören. Und Richard ist auch neu zugezogen, musst du wissen. Aus Boston.«

Ich nahm das große Paket, verabschiedete mich und ging die Treppe hoch. Rechts befand sich der Ausgang zum Parkplatz, links führte ein langer Flur zu Richards Büro, im Flur hingen alte Fotos aus Springfields glorreicher Vergangenheit. Ich bemerkte mein Spiegelbild in einem der Rahmen und unternahm den vergeblichen Versuch, mein Haar zu bändigen. Ach was – mehr als Nein konnte Stapley auch nicht sagen, und wie auch immer er sich entschied, es würde nicht von meiner Frisur abhängen. Vor seinem Büro holte ich tief Luft und versuchte Kompetenz ausstrahlen. Dann klopfte ich an.

Richard Stapley stand hinter seinem Schreibtisch, ein Mann

in den Siebzigern, etwas über eins achtzig groß, mit dichtem, weißem Haar und einem sorgfältig getrimmten Bart. Seine dunklen Augen lagen hinter einer Brille mit einem dünnen Drahtgestell und er trug die klassische Protestanten-Uniform: hellblaues Brooks-Brothers-Hemd, Khakihose und Segelschuhe.

»Setzen Sie sich«, sagte er freundlich, aber ich hatte trotzdem das Gefühl, als würde er mir gleich etwas diktieren.

Das Radfahren half sicher beim Gewicht, aber er wirkte trotzdem so, als wären ihm gutes Essen, guter Wein und gute Zigarren nicht fremd. Unter dem Porträt Winston Churchills ruhten auf einer Kredenz Dekanter, Humidor und eine wohlgefüllte kristallene Bonbonschale.

»Einer meiner Helden«, erklärte er, als er meinen Blick bemerkte, und sah mich lächelnd an. »Spielen Sie?«

Sollte das eine Anmache sein? Vielleicht sah ich doch nicht so schlimm aus, wie ich dachte. »Wie bitte?«, fragte ich entgeistert.

»Spielen Sie Golf? Ihr Paket sieht nach Golfschlägern aus.«

Inez hatte meine Lampe in so viel Zeitungspapier eingewickelt, dass sie tatsächlich wie eine Golftasche aussah.

»Oh. Nein.« Ich lachte und entspannte mich.

Stapley setzte sich in seinen gepolsterten Chefsessel und kam direkt zur Sache. »Ich vermute, Sie sind wegen Halcyon hier. Tja, ich bin plötzlich sehr beliebt bei den Gartenfachleuten, seit die arme Dorothy dahingeschieden ist. Übrigens eine reizende Frau«, setzte er hinzu, knipste das Ende von einer frischen Zigarre ab und rollte sie zwischen den Fingern. Ich hoffte, er würde sie nicht anzünden, aber ich konnte auch nicht wirklich ernsthaft protestieren.

Ich sprach zu schnell und faselte eine etwas sprunghafte Geschichte zusammen, warum ich die Richtige für den Job wäre, obwohl ich noch nicht einmal wusste, worin der Job überhaupt genau bestand. Stapley nickte bedächtig, manchmal schienen ihn meine obskuren Garten-Referenzen zu amüsieren, wobei ich nicht glaube, dass er überhaupt verstand, wovon ich redete.

Zwischendrin schoss mir der Gedanke durch den Kopf, was Vita Sackville-West wohl in meiner Situation gemacht hätte?

Ich war nicht wirklich optimistisch, aber weniger als eine Stunde später verabschiedete er sich mit einem herzhaften Politiker-Händeschütteln von mir und wünschte mir für die Arbeit alles Gute. Irgendwie war es mir tatsächlich gelungen, ihn davon zu überzeugen, dass ich die Restauration des Halcyon-Gartens übernehmen sollte. Er seinerseits hatte mich davon überzeugt, dies praktisch umsonst zu erledigen.

»Hier ist eine Kopie unserer Halcyon-Akte«, sagte er und reichte mir einen dicken Umschlag. »Helen Cox in der Bücherhalle sollte in der Lage sein, Ihnen zu helfen, noch ein wenig mehr zu finden. Und die Historische Gesellschaft wird ein kleines Event veranstalten, bloß ein bisschen Wein und Käse, um die Mittel aufzubringen für die neuen Pflanzen, die Sie benötigen werden. Geben Sie mir eine Wunschliste, dann werden wir mal sehen, wie viel wir diesen alten Pfennigfuchsern in der Gegend abluksen können.« Ich schwebte auf Wolke sieben.

Stapley führte mich zum Ausgang des Gebäudes und verabschiedete sich. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie er mit zusammengekniffenen Augen die fröhlichen Geschmacklosigkeiten seines Nachbarn begutachtete.

»Sie werden es nicht bereuen, Mr. Stapley«, sagte ich.

»Da bin ich ganz sicher«, entgegnete er.



Dieser Triumph musste gefeiert werden. Ich hatte vielleicht niemanden zu Hause, um zu feiern, aber Babe war ein guter Ersatz.

Im Paradise war nicht viel los, nur eine Handvoll Nachzügler und ein paar Teenager, die versuchten, ihren Mut zusammenzunehmen, um mit Babe zu flirten.

»Du schon wieder?«, fragte Babe und sah von ihrem Buch auf.

Sie transferierte einen hölzernen Kaffeerührer von einem Mundwinkel in den anderen. »Du kommst doch wohl nicht, um mein ungesundes Mittagmenu zu essen, oder? Und wieso grinst du wie ein Honigkuchenpferd?«

»Ich hab ihn.«

»Du hast ihn aber nicht hier gekriegt.«

»Den Job. Ich habe den Job.« Ich schaute sie misstrauisch an.

»Wieso bist du nicht überrascht?«

»Warum sollte ich das sein?«

»Ich weiß nicht. Ich war überrascht. Erstens bin nicht von hier. Und obwohl ich *tatsächlich* wahnsinnig talentiert bin, ist es ja nicht so, als hätte ich unglaublich viel Erfahrung.«

»Nun, Stapley ist auch nicht ›von hier‹ – er wohnt erst dreißig Jahre oder so in Springfield.«

»Ihr seid wirklich hart. Hör mal, ich glaube, es wäre keine gute Idee, wenn irgendwer anders schon davon erfährt, dass ich den Auftrag bekommen habe, okay? Ein paar Leute könnten ganz schön angefressen sein, wenn sie erfahren, dass eine Zugereiste den Job hat und keine der alteingesessenen Gärtnereien.«

»Ich werde kein Wort sagen, aber du solltest dir mal überlegen, ob du rumlaufen und ›Ich hab ihn! Ich hab ihn!‹ schreien willst, wenn du ein Geheimnis daraus machen möchtest.«

Ich grinste und drehte mich auf einem der mit Klebeband reparierten Barhocker herum, wobei ich prompt mit dem Fuß gegen den nächsten Hocker samt dem darauf sitzenden Mann knallte.

»Und versuch, die Bude nicht kaputt zu hauen«, sagte Babe.

»Der Fotograf von *Bon Appétit* kommt nachher.«

Ich murmelte eine Entschuldigung und fuhr fort: »Es war fast so, als hätte er mich erwartet. Ich habe pausenlos geredet. Ich war ganz sicher, dass ich den Auftrag nicht bekomme, also habe ich mir gedacht, ich habe nichts zu verlieren. Und das hat ihn total begeistert«, sagte ich und wechselte in einer Nanosekunde von Minderwertigkeitsgefühlen zu Größenwahn. »Irgendwas von deinem Voodoo-Charme muss auf mich abgefärbt haben.«

Babe grinste mich herausfordernd an. »Dann weiter so, Mädchen.«

Ich klatschte zustimmend mit der Hand auf den Tresen. Diesmal verschüttete ich den Kaffee meines Nachbarn. »Oh Mann, tut mir echt leid«, entschuldigte ich mich sofort. »Normalerweise bin ich nicht so ein Trampel. Aber ich habe gerade eine gute Nachricht erhalten.«

»Habe ich mitbekommen«, sagte er. »Keine Sorge. Ich halte meinen Mund.«

»Ich bin Paula Holliday. Darf ich Ihnen einen neuen Kaffee bestellen?«

»Gerald Fraser. Ist schon in Ordnung. Eine höhere Macht ist offenbar der Meinung, ich hätte genug von dem Zeug gehabt. Ich muss also passen. Aber Gratulation zum Job.«

Er faltete seine Zeitung, erhob sich langsam und ging zur Tür. Im Sitzen sah er fit und sportlich aus und es überraschte mich, dass er so steifbeinig raus zum Parkplatz stakste.

»Wer war das denn?«, fragte ich, als er weg war.

»Hat er doch gesagt, Gerry Fraser«, sagte Babe. »Netter Kerl. Ex-Bulle. Kommt ein paar Mal die Woche. Läuft vom Sunnyview rüber.«

Trotz der Hüftsteife konnte Fraser nicht über fünfzig sein, höchstens fünfundfünfzig. »Ein bisschen jung fürs Altersheim, oder?«, sagte ich.

»Im Dienst verletzt. Er ist jetzt in einer Art Frührente.«

»Ich fand, er sieht ziemlich okay aus.«

»Jetzt bist du auch noch Ärztin?«

»Nein, ich bin eine tolle Gärtnerin, verdammt noch mal. Und ich habe etwas zu feiern! Bring mir einen extragroßen Eiskaffee, keinen Zucker, fettarme Milch, und sei nicht geizig, Baby.«

Sie verwendete ihren angekauften Kaffeerührer als Lesezeichen und begann, meinen Eiskaffee mit den Resten aus der Kaffeekanne von heute Morgen zusammenzurühren. Ich beugte mich über den Tresen und deutete auf ihr Buch. »Was liest du da?«

»Eine Biografie über Jim Morrison. Ich war natürlich noch ein Kind, aber er und ich haben einmal einen wundervollen Augenblick geteilt. Der Mann war wirklich ein Gott, falls du weißt, was ich meine.« Babe hatte die Stimme ein wenig gehoben, so dass ein ganzer Ecktisch voll wild gewordener Hormone sie hören konnte. Es hatte den beabsichtigten Effekt.

»Und, äh, wann fängst du an mit der Sache, von der wir nichts wissen sollen?«, fragte sie dann in einer gemäßigteren Stimmlage.

»Baldmöglichst. Ich fahre gleich mal rüber nach Halcyon und sehe mich dort ein bisschen um. Ich muss erst etwas recherchieren und will ein paar Skizzen anfertigen und Bodenproben nehmen. Eigentlich kannst du mir den Eiskaffee auch zum Mitnehmen machen.«



In Stapleys Unterlagen fand sich auch eine Wegbeschreibung zum Peacock-Haus. In diesem Teil der Stadt war ich noch nie gewesen – eine Mindestgrundstücksgröße von einem Hektar hielt Gesindel wie mich fern –, aber Halcyon selbst war nicht schwer zu finden. Wie Babe bereits festgestellt hatte, war es irgendwie eigenartig, nicht die typische neuenglische Saltbox. Es gab Türmchen, Spitzen, Kuppeln und jede Menge kleiner Fenster – eine trunkene Mischung aus Nathaniel Hawthorne und Antoni Gaudí i Cornet.

Früher war Halcyon boshaft als »Peacock-Tempel« bezeichnet worden. Heute nannte es die Stadtjugend schlichtweg das »Adams Family Haus«. Es war ein Art Wettkampf, in der Nacht vor Halloween mit Eiern auf das Gebäude zu werfen, und es hätte mich nicht überrascht, wenn einige von den Halbwüchsigen es in Peacocks abgelegenen, verwildertem Garten getrieben hätten. Offenbar war die alte Dorothy sehr entspannt mit beiden Arten von Störungen umgegangen.

Das eiserne Tor stand auf, einer der Flügel hing schief in den Angeln. Ich rollte über die mit Unkraut bewachsene Kiesauffahrt und parkte an einem einigermaßen sauberen Fleck rechts vom Haus. Ich griff mir meinen Rucksack und sah kurz hinein – Pflanzschildchen, Kamera, Notizblock, Stapleys Unterlagen, meine treue Felco-Schere, Ziploc-Tütchen, Aufkleber, Schaufel, Handschuhe.

Abgebrochene Äste, Blätter und Gartenmüll aus mehreren Jahrhunderten lagen im vorderen Garten. Es gab einige alte Sturmschäden, und ein riesiger Rhododendron war von innen heraus verrottet, aufgeplatzt wie eine keimende Zwiebel, aber sein Lebenswille war dennoch deutlich zu erkennen. Neue Triebe stemmten sich gegen die toten Äste.

Obwohl die Peacock-Schwester genug Geld besaßen, hatten sie, warum auch immer, seit Jahren keinen Gärtner mehr engagiert, und jedes Jahr legten Dorothy und Renata weniger selbst Hand an. Stapley hatte gemeint, der Rasen sei das letzte Mal gemäht worden, als Jimmy Carter noch Präsident war. So sah er auch aus. Trotzdem erblickte ich da und dort Zwiebelpflanzen, die sich ihren Weg durch das alte Laub bohrten. Ein gutes Zeichen.

Es war einer der ersten Frühlingstage, hell und kühl. Es hätte auch Herbst sein können, und ich war nervös wie an meinem ersten Schultag. »Reiß dich zusammen. Hier gibt's nichts außer einem Haufen halbverreckter Büsche«, sagte ich laut.

»Das sehe ich anders«, bemerkte eine kühle Stimme, die hinter einem großen Lebensbaum, der dringend gestutzt werden musste, hervordrang.

Ich zuckte zusammen. »Oh. Hallo. Ich dachte nicht, dass hier noch jemand wäre.«

»Ganz offensichtlich. Ich habe hier in der Nähe gewohnt. Manchmal komme ich zurück, um zu sehen, was aus dem alten Laden geworden ist.« Die Frau sah sich um. »Schwer zu glauben, dass alle Peacocks jetzt weg sind. Die ganze Bagage hat sich aus dem Staub gemacht.«

So viel zum Respekt vor den Toten! Ich musterte den Überraschungsgast in Halcyons Garten.

Die andere Besucherin war eine betörend schöne Frau im gewissen Alter. Sie hatte ihr kurzes braunes Haar nach hinten gekämmt, so wie man es tragen kann, wenn man über eine wunderbare Haut und ein gut geschnittenes Gesicht verfügt. Sie hatte die Arme vor der Brust verschränkt, eine voluminöse Handtasche baumelte dekorativ an ihrem Ellbogen, und ihr extragroßer Wollschal war auf diese nonchalant-perfekte Art, die manche Frauen eben hinbekommen, aber ich nicht, über ihre Schultern geworfen. Vielleicht würde ich das bis zu meinem Fünfzigsten noch lernen.

»Kümmern Sie sich jetzt um den Garten? Was für eine wundervolle Aufgabe! In seiner Hochzeit war der Garten von Halcyon eine Augenweide. Wie wir alle, könnte man sagen.« Einen Augenblick verlor sie sich in ihren Gedanken, dann kehrte sie in die Gegenwart zurück.

»Sie kennen den Garten, wie er früher war, von Bildern, oder?«, hakte ich ein. »Sie können ihn ja nicht selbst gesehen haben.«

»Doch, natürlich, Sie Schmeichlerin. Dorothy Peacock hat mir viel über die Pflanzen erzählt, und ein alter« – sie schien nach dem passenden Wort zu suchen – »ein alter Beau von mir hat den Rasen gemäht. Allerdings ist das schon eine Weile her, wie Sie unschwer erkennen können.« Sie nickte in Richtung der ungepflügten Wiese hinter mir.

»Wirklich? Wenn das so ist, wäre ich Ihnen sehr dankbar für jeden Rat und alle Informationen, die Sie mir geben könnten.« Ich zog meine Karten heraus und reichte sie ihr, dann suchte ich nach einem Stift und einem Stück Papier, um mir ihre Namen und ihre Telefonnummer aufzuschreiben. »Am besten erreichen Sie mich unter meiner Email-Adresse. Wenn ich mir noch Ihre Adresse kurz notieren dürfte, einen Augenblick, bitte ...«

Ich lief zum Wagen, um einen Stift zu holen. Doch als ich mei-

nen Rucksack durchwühlt hatte und zurückkam, war die Dame mit dem Wollschal still davonspaziert.

»Na, vielen Dank«, murmelte ich in die frische Märzluft.

Egal, wir waren ja nicht mitten im Niemandsland. Sie musste hier irgendwo sein, ich würde sie sicher später wieder treffen. Ich fragte mich, woher sie wusste, dass ich hier war, um im Garten zu arbeiten. Wahrscheinlich lag es an meiner Kleidung, obwohl ich in diesem Aufzug genauso gut ein Einbrecher hätte sein können.

Wer auch immer sie war, mit einem hatte sie jedenfalls Recht: Es war ein großartiger Auftrag – und ich sollte zügig loslegen. Ich zog meinen Block und Richard Stapleys Unterlagen hervor. Irgendwann würde ich eine genaue Karte des Gartens anfertigen, aber im Moment musste eine einfache Skizze ausreichen.

Die großartige Ulme von den Fotos gab es nicht mehr. Ulmensterben, vermutete ich. Irgendwann in den Dreißigern war ein Haufen Käfer mit einer Schiffsladung Furnier ins Land gekommen. Die Käfer trugen einen Pilz mit sich, und der Rest ist, wie man so schön sagt, Geschichte. Bis zu den Sechzigern waren dann jedenfalls über fünfzig Millionen Ulmen in den Vereinigten Staaten eingegangen.

Die Kiefern waren in gutem Zustand, bei ihnen müsste man nur ein paar abgebrochene Äste entfernen. Die übrigen Pflanzen im vorderen Garten – Rhododendren, Azaleen, Rosmarinheide, Schneeball, Forsythien – und auch der Rasen waren zwar völlig verwildert und ungepflegt, aber mit der Zeit könnte man sie in Form bringen und wieder ins Leben zurückdüngen. Nur wenige Gewächse in diesem Garten waren ganz abgestorben. Pflanzen verfügen über einen unglaublichen Lebenswillen, und wenn etwas auch nur einen Hauch Leben in sich trägt, glaube ich immer, dass ich es zur Gesundheit zurückführen kann.

Baumwürger und Flügel-Spindelsträucher, Connecticuts Äquivalent zu Kudzu, waren auf beängstigende Weise ausgewuchert. Der Spindelstrauch ging so gerade noch, aber der Baumwürger musste weg. Das war arbeitsintensiv, aber nicht unmöglich.

Ich zählte auf Hugo Jurados Hilfe. Hugo war mein eigener Teilzeit-Gärtner. Von einem guten regelmäßigen auf ein kleines unregelmäßiges Einkommen umzusatteln, war nicht einfach gewesen und ich hatte einige Einsparungen vornehmen müssen, aber ich hätte lieber nichts gegessen, als auf Hugo zu verzichten. Er stammte aus Temixco, einer kleinen Stadt etwa zwei Stunden südlich von Mexico City. Hugo war ein unermüdlicher Arbeiter, jonglierte mit drei Jobs und schickte fast jeden Penny nach Hause an seine grauhaarige Mutter. Wenn er so weitermachte, würde ihm die Stadt irgendwann wahrscheinlich gehören, oder er wäre zumindest Bürgermeister.

Obwohl die komplette Restaurierung des Anwesens wohl mehrere Vegetationszyklen in Anspruch nehmen würde, war ich mir sicher, dass Hugo und ich in zwei Monaten bereits dramatische Fortschritte machen konnten. Das war ein hoffnungsvoller Beginn. Ich begann im Geiste schon neue Visitenkarten zu entwerfen und dachte über einen einfacheren, nicht ganz so obskuren Namen für meine bald so erfolgreiche Gartenbaufirma nach.

Auf der umlaufenden Terrasse der Villa standen Blumenkübel und -kästen. Ich konnte auf den verblassten Schwarzweiß-Fotos nicht erkennen, was für Blumen darin ursprünglich gepflanzt gewesen waren, aber wenn ich bei den Klassikern blieb – Strand-Silberkraut, Petunien, Brunnenkresse –, wäre alles in Ordnung.

Wie ein fröhliches Hündchen trottete ich um das Haus herum, und dann hatte ich plötzlich das Gefühl, als wäre ich gegen eine Mauer gelaufen. Die ganze Zuversicht, die ich eben noch empfunden hatte, verschwand auf einen Schlag. Der rückwärtige Garten war eine Katastrophe. Und unvorstellbar riesig. Es gab eine große Ziegelsteinterrasse im Fischgrätmuster, doch fast alle Platten waren gebrochen und dazwischen wucherte das Unkraut. Auf dem Boden standen ein Dutzend verschimmelte Pflanzkübel. Bewacht von zwei moosbewachsenen steinernen Hunden führte eine kurze Treppe hinunter zu einer etwa drei Meter breiten

und dreißig Meter langen Allee, an der verdorrte Buchsbäume standen. Der Weg sah aus wie Feinkies, aber bei genauerem Hinsehen stellte ich fest, dass es sich um Austernschalen handelte, die weitgehend zu Staub gemahlen waren. Zu beiden Enden der Buchsbaumallee befanden sich abgeteilte Gärten, jeder vielleicht knapp hundert Quadratmeter groß.

Der eine war mit einer Mauer eingefasst und hatte in seiner Mitte ein Hochbeet. Der andere musste den Unterlagen nach ein Kräutergarten gewesen sein, aber nur die alles überwuchernde Minze zeugte noch davon. Dahinter befand sich ein verwahrlostes Labyrinth aus Ligusterhecken. Ein halbes Dutzend dürre Hemlock-Tannen am Rand bot kaum noch einen Sichtschutz zum Nachbargrundstück.

Am hinteren Ende des Weges befand sich eine freistehende Steinmauer, die von Spalierobst – in diesem Fall Birnbäumen – bewacht wurde. Hinter der Mauer erhob sich eine Reihe Zypressen, von denen mindestens zwei tot waren, sie trennten den Garten von einer Rasenfläche, die zu einem morschen Steg führte. Zerbrochene Statuen, ein im Verfall begriffenes Gewächshaus, ein kleiner Schuppen und ein marodes Gartenhäuschen vervollständigten das Bild. Es hätte mich nicht wirklich überrascht, wenn plötzlich ein paar Gnome aufgetaucht wären.

Ich ging zurück und setzte mich auf die Ziegelsteinterrasse. Entsetzt überprüfte ich noch einmal die Bilder. Es war unmöglich gewesen, die Größe der vor mir liegenden Aufgabe von den Fotos abzulesen. Auf dem Papier sah es nach ein paar Beeten aus, mit denen man schon klarkommen würde, in Wirklichkeit war es ein Monticello. Kein Wunder, dass die alten Damen mit der Gartenpflege nicht nachgekommen waren. Was hatte ich mir bloß eingebildet, als ich behauptete, ich könnte das schaffen? Und was hatte dieser Idiot Stapley sich eingebildet, als er *mir* den Auftrag gab?

Tränen stiegen mir in die Augen, aber ich zwang mich, nicht zu heulen. Der Anfall von Selbstmitleid dauerte nicht lange,

und das durfte er auch nicht. Sonst konnte ich bald wieder auf Film- und Fernsehessen herumrennen und Interesse an einer weiteren Dokumentation über die Kennedys oder den zweiten Weltkrieg heucheln, und das wollte ich ganz sicher nicht.

Ich stand auf und ging hinüber zu dem ummauerten Garten, der sich auf der linken Seite befand. Die Mauern waren etwa zwei Meter fünfzig hoch, und es gab Bögen und Eingänge im Stil eines italienischen *giardino segreto*, eines geheimen Gartens. In den Ecken standen mittelgroße Büsche und Bäumchen, aus denen sich ein bestimmt viereinhalb Meter hoher Runzelblättriger Schneeball erhob, der offenbar kerngesund war, und eine immergrüne Magnolie voller dicker goldener Knospen. Der Hartriegel wirkte ebenfalls brauchbar, was ungewöhnlich war, weil er keine besonders lange Lebensspanne hat. In einem Monat würden die Büsche explodieren, manche in zartem Pink, andere in Cremeweiß. Auf einer niedrigeren Ebene fanden sich Hostas und Peonien, deren spitze, rötliche Krönchen sich gerade durch die krustige oberste Erdschicht bohrten.

Ich blätterte in den Unterlagen. Der ummauerte Garten war Renata Peacocks Beitrag gewesen. Es war ein Weißer Garten: Mondblumen, Clematis, Tränende Herzen, Nicotiana, Spirea – lauter weiße Pflanzen, die am Abend noch den letzten Lichthauch einfingen, wenn alle bunten Blüten schon nicht mehr zu sehen waren. Ein paar verwitterte Säulen und Steinbänke fanden sich an den Mauern des Gartenzimmers, sie waren überwuchert von Blauregen, Jungfernreben und einer dichten Schicht Efeu. Ich setzte mich auf eine der kühlen Steinbänke und stellte mir vor, wie das Anwesen vor sechzig oder siebzig Jahren ausgesehen haben mochte – wundervoll und so friedvoll, wie es sein Name andeutete, ein Ort, an dem wohlerzogene junge Damen ihren Tee tranken und Kuchen aßen. Möglicherweise waren sie sich der Welt außerhalb der Grenzen ihres beschaulichen Refugiums nicht einmal bewusst.

Es wäre keine Schande, zu Richard Stapley zurückzukehren

und ihm zu sagen, dass der Job eine Nummer zu groß für mich war. Das konnte ich tun – oder ich konnte einfach anfangen und mal sehen, wie weit ich kommen würde. Ich entschied mich für Letzteres.

Ich würde Hugo und alle anderen dazuholen, die ich überreden konnte, mitzuarbeiten. Werkzeuge waren ein Problem, aber ich wusste, wo ich mir ein paar ordentliche Maschinen ausleihen konnte. Dafür würde ich allerdings ein bisschen das Haar schütteln, ein enges Tanktop anziehen und mir Lipgloss auf die Lippen knallen müssen, aber dieses Opfer war ich zu bringen bereit. Und die Historical Society würde mehr als ein »kleines Event« veranstalten müssen, um Spenden einzustreichen – ich würde mindestens hundert Pflanzen brauchen, wahrscheinlich sogar mehr. Ich nahm den Stift und führte meine bereits umfangreichen Notizen und Listen fort.

Auf einer schnell gezeichneten Skizze benannte ich die unterschiedlichen Gartenbereiche. Und dann beschriftete ich meine Tütchen. Sie mögen mich für verrückt halten, aber ich nehme liebend gern Bodenproben. Man muss bloß ein bisschen Erde ausgraben, sie an die nächstbeste Universität schicken, und für fünf Dollar analysieren die einem Textur und Struktur der Erde, geben Dünger-Empfehlungen und ermitteln, das ist das Wichtigste, den pH-Wert – eine Information, ohne die kein vernünftiger Gärtner irgendetwas unternimmt.

Ich überlegte, wo ich anfangen sollte. Der Weiße Garten schien mir genauso gut geeignet wie jeder andere Ort. Wie ein Arzt, der seine Arzttasche heranzieht, griff ich nach meinem Rucksack und holte meine Lieblingsschaufel und meine dünnsten Ziegenlederhandschuhe heraus. Schade, dass ich keines dieser niedlichen Fläschen aus dem Flugzeug dabei hatte, um mich selbst zu feiern.

Schon beim ersten Einstich traf ich auf etwas. Wenn man in Connecticut gärt, ist das nicht ungewöhnlich. Wir züchten hier Steine. Aber das, worauf ich gestoßen war, klang nicht nach



Rosemary Harris

Landliebe und Mordlust
Kriminalroman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37982-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2013

Auch im schönsten Garten wachsen giftige Kräuter ...

Paula Holliday hat von der Stadt die Nase voll. Kurz entschlossen erfüllt sie sich im verschlafenen Springfield ihren Traum von der eigenen Gartenbaufirma. Mit Unkraut und Nacktschnecken kann sie es locker aufnehmen! Womit sie nicht rechnet, ist die Leiche, die sie am ersten Tag ihres neuen Lebens auf dem Land ausgräbt. Die Polizei hält das Ganze für ein altes, trauriges Geheimnis. Doch Paula hat ihre Zweifel. Wie zum Beweis wird wenig später ein Mann aus der Nachbarschaft mit einem Gartenmesser im Rücken aufgefunden. Damit ist klar, dass Springfield nicht so harmlos ist, wie es scheint ...